

Die gewerbliche Arbeit.

Festrede

zur Vorfeier des

Geburtstages Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II.

am 26. Januar 1891

in der

Aula der Königl. Techn. Hochschule zu Aachen

gehalten vom

Rector Professor Herrmann.

1891
—
623.



Aachen, 1891.

Druck von Jos. Va Buelle.

Hochansehnliche Festversammlung!

Mit den Gefühlen der Freude, die uns heute erfüllt, sind aufs engste die Empfindungen inniger Dankbarkeit verbunden, wenn wir daran gedenken, daß wir auch in dem verflossenen Jahre unter der thatkräftigen und weisen Regierung unseres geliebten Kaisers uns der Segnungen des Friedens erfreuen konnten. Wir geben uns auch für die Zukunft den tröstlichsten Hoffnungen hin und vereinen unsere herzlichsten Bitten dahin, daß auch für viele kommende Jahre eine gütige Vorsehung unserm allergnädigsten Landesherrn die Fülle von Kraft und Gesundheit erhalten möge, mit welcher er bisher den schweren Pflichten seines Herrscherberufs in liebevollster Hingabe und mit unermüdeter Ausdauer obgelegen hat, uns allen ein leuchtendes Beispiel treuer Pflichterfüllung. Mit staunender Bewunderung hat die ganze Welt auch in dem verflossenen Jahre die rastlosen Bemühungen unseres Kaisers um die Wohlfahrt seines Landes anerkannt, insbesondere um die Förderung des Wohles der Arbeiter, denen er in treuer Liebe seine väterliche Fürsorge gewidmet hat, um, einem theuren Vermächtniß seines hochseligen Großvaters, unseres unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. gemäß, die Heilung der sozialen Schäden zu versuchen. Die Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Klassen haben gerade für uns eine erhöhte Bedeutung, insofern wir einer Anstalt angehören, deren vornehmstes Ziel in der Förderung der gewerblichen Arbeit durch die Pflege der Künste und Wissenschaften der Technik besteht.

Leider sind diese warmherzigen Bestrebungen vielfach mißverstanden und verkannt worden, und zwar hauptsächlich von Denen, welchen die Segnungen der neugeschaffenen Wohlfahrts Einrichtungen in erster Reihe zu Gute kommen,

von den Arbeitern, welche in unbegreiflicher Verblendung den Einflüsterungen Derer nur zu leicht zugänglich sind, die durch die Verbreitung sozialdemokratischer Irrlehren die Grundlagen aller unserer gesellschaftlichen Verhältnisse zu untergraben eifrig bemüht sind. Daher ist unlängst der Ruf unseres Kaisers ergangen, ein Ruf an Alle, mitzuwirken in dem Streben zur Bekämpfung jener Irrlehren, ihn zu unterstützen in den Anstrengungen für die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung und Sicherheit. Diesem Rufe wird gewiß Jeder von uns gern und freudig nach Kräften Folge leisten, denn es handelt sich ja hier um die Wahrung der heiligsten Interessen.

An Sie vor allen Dingen ist dieser Ruf ergangen, meine jungen Freunde, die Sie hier an dieser Schule sich vorbereiten zu Ihrem späteren technischen Berufe, welcher Sie mit den Arbeitern in vielfache Berührung bringen wird. Von Ihnen vor allen Anderen wird erwartet, daß Sie durch Ihr eigenes Beispiel mit dem ganzen Gewichte Ihrer moralischen Kraft und der Ueberlegenheit Ihrer Bildung jenen Umsturzbestrebungen entgegentreten, deren Sieg gleichbedeutend sein würde mit dem Grab aller Kultur und Gesittung. Sie würden in der That nur ein kleines Maß von Geschicklichkeit und einen geringen Grad von Vaterlandsliebe bekunden, wenn es Ihnen nicht gelingen sollte, jene gemeinschädlichen Irrlehren einer sozialdemokratischen Agitation in ihrer ganzen Widersinnigkeit und Haltlosigkeit erkennen zu lassen.

Damit Sie dies können, ist es nöthig, daß Sie sich vor allen Dingen das eigentliche Wesen jeder menschlichen Arbeit überhaupt und der gewerblichen Arbeit insbesondere klar machen, zu deren gedeihlicher Ausübung in Ihrem spätern Leben Sie jetzt an dieser Anstalt Ihren technischen Studien obliegen. Sie dürfen über den technischen Zielen Ihres Berufes dessen ideale Seite niemals vergessen, es ist nicht genügend, daß Ihr Dichten und Trachten nur darauf gerichtet sei, von den Kräften der Natur den höchsten Wirkungsgrad, den größtmöglichen materiellen Erfolg zu erzielen, Sie müssen sich auch daran gewöhnen, Ihre eigene

Arbeit, und die gewerbliche Arbeit, der Sie dienen, als eine Arbeit aufzufassen, welche Sie im Dienste der Mitmenschen, im Dienste des großen theuren Vaterlandes verrichten. Sie sollten sich stets der ungeheuren Bedeutung bewußt bleiben, welche gerade diese Arbeit für alle unsere gesellschaftlichen Verhältnisse hat. Eine klare Auffassung von dem eigentlichen Wesen der menschlichen Arbeit wird Ihnen ungesucht die sichersten Mittel zur Bekämpfung jener sozialdemokratischen Irrlehren geben, denn dieselben entspringen fast ausschließlich wie aus zwei Quellen, aus den beiden Fragen des Arbeitslohnes und der Arbeitsdauer. Würden diese Quellen immer genügend rein erhalten und nicht geflissentlich getrübt werden, so würden wir nicht davon Zeuge sein, wie jene unsauberen Fluthen der Ausstandsbewegungen zeitweilig alle Dämme der Ordnung durchbrechen, um nach dem Verlaufen auf den ehemals glücklichen Geländen ein Chaos von Trümmern so manchen zerstörten Familienglücks zu hinterlassen. Und so glaube ich, daß wir die Gefühle der Verehrung und Dankbarkeit gegen unsern allergnädigsten Kaiser in dieser weihewollen Stunde nicht besser zum Ausdruck bringen können, als durch die Betrachtung von dem eigentlichen Wesen der gewerblichen Arbeit und von deren Einflüsse auf die menschliche Gesellschaft.

Man hat die menschliche Arbeit sehr häufig mit einer Waare verglichen, und zwar aus dem Grunde, weil die Arbeit ebenso wie jede beliebige Waare käuflich ist und zu einem gewissen Preise erlangt werden kann. Sieht man jedoch von dieser mehr äußerlichen Uebereinstimmung ab und faßt man das eigentliche Wesen der Arbeit, insbesondere deren Zweck und Ziel ins Auge, so kommt man zu einer andern Auffassung, derzufolge zwar jede Waare aus einer Arbeit entsteht, nicht aber durch jede Arbeit auch eine Waare erzeugt wird.

Daß jede Waare, d. h. jeder Gebrauchsgegenstand, dessen Besitz dem Menschen bekehrungswerth genug erscheint, um dafür einen bestimmten Preis zu gewähren, diese Eigenschaft vorzugsweise, man kann wohl sagen aus-

schließlich durch die auf die Herstellung derselben verwendete Arbeit erlangt, wird man leicht zugeben, wenn man die verschiedenen Waaren daraufhin prüft. Daß die mannigfaltigen Erzeugnisse unserer Gewerbsthätigkeit, deren wir uns bedienen, unsere Kleider, unsere Wohnungen, die Ausstattungsgegenstände derselben, überhaupt alle Artikel des täglichen Gebrauches aus den sogenannten Rohmaterialien nur durch die Aufwendung einer mehr oder minder großen gewerblichen Arbeit entstanden sind, ist an sich klar. Aber auch die Rohmaterialien erforderten zu ihrer Beschaffung immer eine bestimmte, oftmals ganz erhebliche Arbeit, sei es, daß diese Rohmaterialien sich unter dem Einflusse der Menschenhand erst bilden mußten, wie es bei den Erzeugnissen der Landwirthschaft und Viehzucht der Fall ist, sei es, daß es sich wie bei dem Fischefang und der Jagd, nur um die Besitzergreifung der von der Natur schon dargebotenen Gaben handelte, sei es, daß die vorhandenen Stoffe erst einer Förderung bedurften, ehe wir sie in Gebrauch nehmen konnten, wie es für die Erzeugnisse des Bergbaues gilt. Nicht zu vergessen ist hierbei die gewaltige in den Verkehrsgewerben und im Transportwesen ausgeübte Arbeit, welche, wenn durch sie auch nicht neue Güter erzeugt werden, doch immer nöthig ist, um den vorhandenen Stoffen ihren rechten Gebrauchswerth zu ertheilen, durch welchen diese Stoffe erst den Charakter von Waaren erlangen. Die Natur bietet uns überall nur die Stoffe, die menschliche Arbeit verwandelt diese Stoffe in Waaren oder Gebrauchsgegenstände, sei es durch mechanische Veränderung der äußern Form, sei es durch chemische Umwandlung des innern Gehaltes, sei es durch räumliche Veränderung ihrer örtlichen Lage. Das Wesentliche einer jeden Waare besteht hiernach in der zu ihrer Herstellung erforderlich gewesenenen Arbeit, welche in dieser Waare als aufgespeichert gedacht werden kann, und indem wir irgend eine Waare zu unserm alltäglichen Gebrauche verwenden, machen wir uns die in derselben enthaltene latente Arbeit zu Nutze. Es geht hieraus auch hervor, daß nur durch Ar-

beit Güter erzeugt werden können, und wenn man unter Reichthum den Besitz vieler Güter versteht, so folgt daraus weiter, daß die Völker um so reicher werden, je mehr sie arbeiten. Daß ein Volk trotz der werthvollsten Schätze von Edelmetallen seiner Berge oder trotz der größten Ergiebigkeit seines Bodens durch Müßiggang verarmt und verroht, dafür gibt uns die Geschichte Beispiele genug, ebenso wie für die entgegengesetzte Erscheinung, daß ein Volk durch unermüdlche Arbeit auch unter an sich ungünstigen Bedingungen zu Wohlhabenheit und Bildung gelangt. In dieser Hinsicht darf ich wohl auf unser eigenes Vaterland hinweisen und insbesondere auf die Hauptstadt des Deutschen Reiches, welche fern ab von den länderverbindenden Meereswegen und inmitten einer sandigen Landschaft gelegen ist, deren Torfmoore nur ein spärliches Brennmaterial zu liefern vermögen und deren Inneres keine reichen Metallschätze birgt, und welche das, was sie geworden ist, nur werden konnte durch die zielbewußte und unermüdlche Arbeit, zu welcher ihre Bewohner seit Jahrhunderten von erleuchteten und thatkräftigen Herrschern angeleitet wurden.

Neben der hier gedachten gütererzeugenden Arbeit, welche kurzweg als gewerbliche Arbeit im weiteren Sinne bezeichnet werden möge, wird in der menschlichen Gesellschaft eine große Summe anderer, außergewerblicher Arbeit verrichtet, deren Zweck nicht in der unmittelbaren Gütererzeugung besteht. Die große Bedeutung dieser Arbeit für das Wohlbefinden der menschlichen Gesellschaft erhellt ohne weiteres, wenn man erwägt, daß hierhin nicht nur die Thätigkeit des Gelehrten und Künstlers, sondern auch die des Arztes wie des Richters, die Arbeit des Verwaltungsbeamten wie des Soldaten, die des Geistlichen wie des Lehrers gehört, und daß hierzu auch die ungeheure Arbeit gerechnet werden muß, welche fortwährend von der lernenden Jugend aufgewendet wird, eine Arbeit, über deren für die ungewohnten jungen Schultern so drückende Schwere unser erhabener Kaiser ja noch unlängst so warm empfundene Worte gesprochen hat, die in den Herzen aller Eltern freudigen Widerhall fanden. Alle diese Arbeiten sind für die Wohlfahrt, Ordnung

und Sicherheit der Gesellschaft von hervorragender Bedeutung, von ihnen hängt in erster Reihe die Bildung und Gesittung ab, und wie der Reichthum oder die Wohlhabenheit eines Volkes von dem Betrage der von ihm verrichteten gewerblichen Arbeit bestimmt wird, so kann man als einen Maßstab für die Bildung und die geistige Höhe eines Volkes die Größe der außer-gewerblichen, nicht auf die Erzeugung von Waaren gerichteten Arbeit ansehen.

Wie verschieden aber auch diese beiden Arbeiten der gewerblichen-productiven und der außergewerblichen nicht-productiven Thätigkeit in ihren nächsten Zielen sind, so stimmen sie beide doch überein in ihrem Ursprung und in ihrem Endzweck, denn beide entspringen wie aus einer gemeinsamen Quelle dem menschlichen Bedürfniß, durch dessen Befriedigung beide das Glück des Menschengeschlechtes anstreben.

Die natürlichen Bedürfnisse des Menschen, sein Elend und seine Noth sind die ersten Ursachen der menschlichen Arbeit gewesen, der Hunger zwang ihn zur Beschaffung der nöthigen Nahrung, durch Anfertigung der Kleider suchte er sich gegen die Kälte zu schützen, als Zufluchtsort vor seinen natürlichen Feinden, wie vor den Unbilden der Witterung, baute er sich eine Hütte. Wenn wir uns die Menschen in jenem paradiesischen Zustande der Bedürfnißlosigkeit vorstellen könnten, wie die heilige Schrift ihn beschreibt, so würden wir finden, daß bei ihnen von Arbeit keine Rede sein konnte. Sie lebten wie die Vögel unter dem Himmel, die da nicht säen, nicht ernten, nicht in ihre Scheunen sammeln, wie die Lilien auf dem Felde, die da nicht arbeiten, nicht spinnen; ihr Leben stand allerdings auch auf der niedrigen Stufe des thierischen Existirens. Aus diesem elenden Zustande der Noth und Barbarei erhoben sich die Menschen zu einem gesitteten und menschenwürdigen Dasein nur durch ihre Arbeit, und jenes göttliche Wort, das den Menschen aus dem Paradiese vertrieb: „Im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brod essen“, welches auf den

ersten Blick wie ein schwerer Fluch erscheint, ist in der That eine der höchsten Segnungen für die ganze Menschheit geworden. Im Urzustande, als die Menschen noch nicht zu gemeinsamen Niederlassungen gekommen waren, als jeder Einzelne nur auf die eigene Kraft angewiesen war, wurde die ganze Arbeitsfähigkeit vollständig für die Befriedigung der allernothwendigsten Bedürfnisse des nackten Lebens in Anspruch genommen, wie wir ja heute an den Völkern beobachten, die sich noch in dem Zustande barbarischer Wildheit befinden. Da jeder Einzelne für alle seine verschiedenen Bedürfnisse zu sorgen hatte, so konnte von einer großen Verschiedenheit derselben keine Rede sein. Erst als mit der Vereinigung der Menschen zu größeren oder kleineren Gemeinwesen eine Theilung der Arbeit und die Entstehung der verschiedenen Gewerbe eintrat und als man lernte, die Kräfte der Natur sich dienstbar zu machen, fand eine um so viel vortheilhaftere Erzeugung der Waaren statt, daß man nunmehr auch feinere Genüsse sich verschaffen konnte, die nicht gerade zum bloßen Lebensunterhalt erforderlich waren. Die größte Steigerung der Waaren-erzeugung wurde durch die Einführung der Maschinen bewirkt, und seit jener für den Techniker klassischen Zeit vor wenig mehr als hundert Jahren, welche die ersten Dampfmaschinen und die Spinnmaschinen entstehen sah, hat sich die Waaren-erzeugung in einem zuvor nicht geahnten Verhältnisse vergrößert. Da zufolge jener gewaltigen Hilfsmittel, welche der Mensch sich dienstbar machte, trotz vielfach gesteigerter Produktion eine geringere menschliche Arbeit erforderlich war, als sie ehemals auch nur zur Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse aufgewendet werden mußte, so konnte sich ein erheblicher Theil der menschlichen Arbeitskraft jener nicht produktiven außergewerblichen Thätigkeit zuwenden, von deren Ausübung der Kulturstand, die Bildung und Gesittung des Menschen abhängt.

Wenn trotz der außerordentlich vergrößerten Waaren-erzeugung doch kein Ueberfluß an Waaren sich bemerkbar machte, dieselben vielmehr stetig in demselben Umfange verbraucht wurden, in welchem ihre Erzeugung stattfand, so

muß man dies aus einer Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur erklären, derzufolge das Bedürfniß in demselben Maße sich einstellt, in welchem die Möglichkeit seiner Befriedigung geboten ist, und man darf daher wohl sagen, daß in dem Maße, wie der Kulturstand eines Volkes sich hebt, auch die Genüsse sich steigern, die der Einzelne sich verschaffen kann. Vergleichen wir doch einmal unsere gegenwärtige Lebenshaltung mit derjenigen vergangener Zeiten, so finden wir, daß heute der einfachste Arbeiter in vielfacher Hinsicht besser gestellt ist, als der reichste Mann vor fünfzig oder hundert Jahren, indem jener sich bestimmte Genüsse gestatten kann, die diesem versagt waren. Wir finden, daß in unserem Zeitalter der Arbeitstheilung auch der ärmste Tagelöhner in der Lage ist, über die Arbeit vieler Tausende von fleißigen Händen, über die Thätigkeit der erleuchteten Köpfe, der vorzüglichsten Gelehrten und Künstler zu seinem Nutzen zu verfügen, ebenso wie seine unscheinbare Arbeit wieder vielen Tausenden zu Gute kommt. Soll ich Ihnen den Beweis dafür erbringen? Sehen Sie doch irgend einen Arbeiter an, welcher etwa bei dem Bau einer Eisenbahn mit Erdbarbeiten beschäftigt ist. Kommt nicht seine unscheinbare Arbeit allen den vielen Millionen von Reisenden zu Gute, welche später diese Bahn benutzen werden? Sind nicht die Spatenstiche dieses Mannes neben vielen anderen eine Vorbedingung dafür, daß diese Eisenbahn demaleinst ungeheure Gütermengen befördern wird, um dadurch der Industrie und dem Wohle des ganzen Landes die segensreichsten Dienste zu leisten? Und wollen Sie den Beweis dafür haben, daß viele Tausende fleißiger Hände im Dienste dieses Mannes stehen, so brauchen Sie ihm nur von seiner Arbeitsstätte nach vollbrachtem Tagewerke in seine bescheidene Wohnung zu folgen. Da finden Sie seine Frau vielleicht damit beschäftigt, aus einem Meter Rattun ein Kleidchen für die jüngste Tochter herzustellen. Hat der Mann wohl schon einmal daran gedacht, welche Summe von menschlicher Handarbeit, welcher Aufwand von Scharfsinn, welche Menge von Ausdauer erforderlich gewesen, um dieses Stückchen Zeug zu beschaffen,

das die Frau für wenige Groschen erwarb? Hat er wohl an den Schweiß der farbigen Arbeiter gedacht, welche in tropischer Sonnengluth die Baumwolle pflanzen und pflügen und ernten mußten? Hat er der mühseligen und gefährbringenden Arbeit des Schiffsvolkes gedacht, das in dem Bemühen, die Baumwolle zu uns über den Ocean zu bringen, vielleicht nur mit Mühe dem nassen Grabe entgangen ist? Hat er sich alle die Arbeiten vergegenwärtigt, die zum Spinnen des Fadens, zum Weben des Shirtings, zum Bleichen und Bedrucken und der sonstigen Vollen- dung der Waare erforderlich gewesen sind, ehe durch die Thätig- keit des Kaufmannes dieses Stückchen Zeug in die Hand seiner Frau gelangen konnte? Wohl schwerlich; wohl ebensowenig, wie die Frau, welche eine beim Nähen zer- brochene Nadel achlos wegwirft, um eine neue in Ge- brauch zu nehmen, daran denken wird, daß diese Nadel, deren sie mehrere für einen Pfennig kaufen kann, fünfzig, sechszig, vielleicht achtzig Mal durch menschliche Hän- de passiren mußte, ehe aus dem Stückchen Stahldraht diese Nadel entstehen konnte, um der Frau die Anfertigung eines Klei- dchens für ihr Kind zu ermöglichen. Und mit den vorste- henden Anführungen ist ja nur ein sehr geringer Theil aller der Arbeiten gestreift worden, welche thatsächlich aus- geführt werden mußten; denn es erforderte zuvor doch ganz gewaltige Arbeiten, um die Maschinen zur Erzeugung des Kattuns zu erfinden und zu bauen, um die Fabrik zu errichten, um die Farben zum Bedrucken darzustellen, um die Eisenbahnen und Dampfschiffe zum Transport zu be- schaffen. Die Herstellung des Stückchens Stahldraht er- forderte zunächst die Förderung der Erze und Kohlen aus den dunklen Tiefen der Erde, das Schmelzen des Eisens daraus und dessen Umwandlung in Stahl, das Walzen und Ziehen zu Draht. Alle diese Arbeiten und der damit verbundene Aufwand von Scharfsinn und Energie waren erforderlich, damit das Kind des Arbeiters ein Kattun- kleidchen erhalten konnte.

Und so wie dieses eine, so könnte ich in gleicher Art unzählige Beispiele anführen, denn an jeder beliebigen

Waare, an jedem Gebrauchsgegenstande können wir verfolgen, wie der Einzelne, indem er diesen Gegenstand benutzt, die Arbeit von vielen fremden Personen für sich verwendet; und ebenso finden wir, daß die Arbeit des Einzelnen, welche der Herstellung von Waaren zugewendet ist, für viele Andere geleistet wird. Ueberall sehen wir Arbeit, auf der einen Seite die eigene Arbeit, die der Einzelne für Andere verrichtet, auf der andern Seite die fremde Arbeit Anderer, die der Einzelne für sich verbraucht, sei es nun, daß diese fremde Arbeit in erzeugten Waaren niedergelegt wurde, oder seien es direkte persönliche Dienstleistungen. Einer für Alle und Alle für Einen, das ist die Lösung eines Volkes im Zustande einer fortgeschrittenen Kultur, während im Zustande der Wildheit Jeder nur für sich allein arbeitet.

Aus diesen Betrachtungen ergeben sich nun ungesucht und von selbst die Antworten auf zwei wichtige Fragen, welche in unserer Zeit so vielfach aufgeworfen werden, und welche leider den hauptsächlichsten Nährboden für die giftigen Auswüchse des sozialdemokratischen Unkrautes abgegeben haben, ich meine die Frage nach der Höhe des Arbeitslohnes und diejenige nach der Länge der Arbeitsdauer.

Der Lohn einer Arbeit, worin kann der bestehen? Doch nur in etwas Gleichartigem, d. h. wieder in einer Arbeit. So lange jeder Einzelne nur für sich selbst und seine eigenen Bedürfnisse arbeitete, konnte von einem Lohne nur insofern die Rede sein, als er in dem Ergebnisse der eigenen Arbeit bestand, der Mensch genoß die Frucht gerade derjenigen Arbeit, die er selbst verrichtet hatte. Später tauschten die Menschen ihre Arbeiten unmittelbar gegen einander aus, indem der Eine für den Andern eine bestimmte Arbeit verrichtete, während dieser für jenen eine andere Arbeit als Entgelt ausführte. An diesem Tauschverhältniß hat auch die Einführung des Geldes nichts ändern können, auch heute noch besteht dieser Tausch von Arbeit gegen Arbeit ganz allgemein. Denn dem Arbeiter, welcher nach voll-

brachtem Tagewerke den verabredeten Lohn in Form eines Stückes Metall oder eines bedruckten Papiers erhält, ist an diesem Metall oder Papier selbst nur insofern gelegen, als dasselbe ihm eine Anweisung ist, sich die Arbeit Anderer in einem bestimmten Umfange nutzbar zu machen, sei es die in Waaren latente Arbeit, oder sei es die unmittelbare Arbeit persönlicher Dienstleistungen. Die Höhe des Lohnes für eine gewisse Arbeitsmenge, d. h. also der Betrag an fremder Arbeit, welcher mit jener Arbeitsmenge als gleichwerthig angesehen wird, ist natürlich für die verschiedenen Arten der Arbeit entsprechend den Eigenthümlichkeiten derselben verschieden und regelt sich wie der Preis einer jeden Waare nach deren Häufigkeit oder Angebot und nach dem Grade ihrer Begehrungswürdigkeit oder Nachfrage. Diesen Lohn willkürlich höher zu bemessen, als er sich in Folge jener Verhältnisse naturgemäß festgestellt hat, ist das heute so epidemisch auftretende Begehren in der Arbeiterwelt, welches als eine Hauptursache der beklagenswerthen Ausstandsbebewegungen anzusehen ist. Es gibt nicht wenig wohldenkende Leute, welche, wenn sie auch natürlich alle ungesetzlichen Ausschreitungen, wie z. B. den Vertragsbruch, verurtheilen, doch der Meinung sind, eine im Rahmen des Gesetzes verlaufende Ausstandsbewegung der Arbeiter zur Erzielung höherer Löhne entspreche nur dem Rechtszustande und es lasse sich dagegen billigerweise nichts einwenden. Rechtliche Einwendungen mögen ja dagegen nicht zu erheben sein, daß aber durch derartige Bestrebungen eine nützliche Wirkung erzielt und das Loos der Arbeiter verbessert werden könnte, wird man verneinen müssen, sobald man sich nur einmal die Folgen solcher Ausstände auch in den günstigsten Fällen klar macht.

Gesetzt, es trete eine Arbeitergruppe, nehmen wir beispielsweise die Bergleute der Kohlengruben an, plötzlich mit der Forderung einer Erhöhung des bisherigen Lohnes um einen willkürlichen Betrag auf, sagen wir um 20 Prozent, so heißt dies also nichts anderes, als daß diese Arbeiter der Ansicht sind, die von ihnen gelieferte Arbeit sei mit einem um so viel höheren Betrage fremder Arbeit gleich-

wertig, weshalb sie die Forderung des erhöhten Lohnsatzes stellen. Nehmen wir den Fall eines durchaus legalen Vorgehens der Arbeiter und nehmen wir an, die Forderung werde ihnen gewährt und setzen wir sogar voraus, daß die Forderung unbeschadet des fremdländischen Wettbewerbes gewährt werden könne, sei es, weil in der ganzen Welt eine Erhöhung stattfinde, oder weil das betreffende Land durch Zollschranken die ausländische Kohlenproduktion fern halte, so sind dies sicher die denkbar günstigsten Verhältnisse. Die unmittelbare Folge ist die, daß die Bergleute mit dem ihnen gezahlten höheren Lohne eine entsprechend größere Menge von der Arbeitsleistung aller übrigen Arbeiter sich nutzbar machen können, oder was dasselbe sagt, daß jeder andere Arbeiter vermöge seiner Arbeit, d. h. mit seinem unverändert gebliebenen Lohne nunmehr nur einen um 20 Prozent geringeren Betrag von der Arbeit der Bergleute sich beschaffen kann, mit anderen Worten, daß die Kohlen entsprechend theurer werden. Diese Vertheuerung muß sich naturgemäß auch auf alle diejenigen Waaren erstrecken, zu deren Herstellung Kohlen erforderlich sind. Es ist also die Lage einer Klasse von Arbeitern, der Bergleute verbessert worden auf Kosten aller übrigen Arbeiter, deren wirthschaftliche Lage sich entsprechend verschlechterte. Als nothwendige Folge stellen sich natürlich, wie die Erfahrung immer bestätigt hat, sofort die erhöhten Forderungen von Seiten anderer Arbeitergruppen ein, und es tritt als eine unbeweisbare logische und gerechte Folgerung die Erhöhung der Lohnsätze für alle Arten von Arbeitern ein.

Hat dieser Zustand sich eingestellt, was unfehlbar und nach vergleichsweise kurzer Zeit der Fall sein wird, so sind die Verhältnisse wieder die ursprünglichen, indem alle Waarenpreise in dem Verhältnisse wie die Löhne gestiegen sind, das Geld also an Kaufkraft verloren hat. Es wäre ungefähr so, als wenn die Regierung, welche jetzt aus einem Pfunde Feinsilber 90 Markstücke prägt, plötzlich feststellen wollte, daß fortan aus derselben Metallmenge

100 oder 110 Markstücke gemünzt werden sollen, so daß jedem Arbeiter sein Lohn in einer entsprechend größeren Anzahl solcher Markstücke ausgezahlt werden könnte. Eine Verbesserung der Lage des Arbeiters würde damit selbstverständlich ebenso wenig verbunden sein, wie durch die vergrößerte Zahl der geprägten Münzen das Gewicht des verwendeten Metalles vergrößert werden kann. Wenn man also sieht, daß unter den denkbar günstigsten Verhältnissen der zur Erzwingung höherer Löhne hervorgerufene Ausstand höchstens ganz nutzlos sein kann, dann ergibt sich ohne Weiteres die große Schädlichkeit desselben, im Hinblick darauf, daß derselbe oft mit unrechten Mitteln des Vertragsbruches in's Werk gesetzt wird, daß gar häufig die leidenschaftliche Erregung der Massen zu Ausschreitungen führt, daß das gute Einvernehmen zwischen Arbeiter und Arbeitgeber sicher darunter leidet und die vaterländische Industrie meistens schwer geschädigt wird. Unter solchen Verhältnissen gewinnen die Ausstandsbewegungen den Charakter sinnlos unternommener wirtschaftlicher Selbstmordversuche.

Eigenthümlicherweise hat sich in neuerer Zeit neben dem Verlangen höherer Löhne gleichzeitig vielfach die Forderung einer verringerten Arbeitszeit geltend gemacht. Man würde die Forderung einer kürzeren Arbeitszeit verstehen können, wenn mit derselben auch eine entsprechende Verminderung des Lohnes verbunden sein sollte. Jemand aber, der bei einer kürzeren Arbeitszeit einen höheren Lohn verlangt, gleicht einem Landmanne, der mit dem bisherigen Ertrage seines Feldes nicht zufrieden, einen größeren Ertrag dadurch erzielen will, daß er fortan nur noch einen Theil dieses Feldes bewirthschaftet und den anderen wüste liegen läßt. Man sollte meinen, das Unsinnige einer solchen Vorstellung müsse auch dem blödesten Verstande einleuchten, und doch wird diese Forderung heute so vielfach von gewissenlosen Agenten aufgestellt und von den urtheilslosen Massen wiederholt, weil sie denselben bequem erscheint. Was es mit der willkürlichen Erhöhung des Arbeitslohnes für eine Verwandtniß hat, habe ich ja

soeben besprochen, prüfen wir nun auch einmal die Forderung einer verkürzten Arbeitszeit, wie sie so häufig von den Schwärmern für einen Normalarbeitstag verlangt wird.

Gesetzt, es werde durch Gesetz oder allgemeine Vereinbarung die zur Zeit bestehende durchschnittliche tägliche Arbeitsdauer in einem gewissen Verhältniß herabgesetzt, sagen wir etwa um 20 Prozent, also vielleicht von 10 Stunden auf 8 Stunden täglich. Es folgt dann, daß von diesem Augenblicke an in dem betreffenden Lande auch nur in demselben Verhältnisse weniger Arbeit geleistet wird und naturgemäß kann dann auch nur in diesem Verhältnisse weniger Arbeit verbraucht oder genossen werden, ebenso wie man aus einem Gefäße unten doch nicht mehr Flüssigkeit abziehen kann, als zuvor oben eingefüllt wurde. Eine Verminderung des Arbeitsverbrauches heißt aber nichts anderes als eine Verringerung der Bedürfnisse, zu deren Befriedigung die Arbeit dient. Es geht hieraus also mit Nothwendigkeit hervor, daß eine Verkürzung der täglichen Arbeitsdauer nur möglich ist, wenn Jeder sich eines entsprechenden Theils derjenigen Bedürfnisse entäußert, an deren Befriedigung er sich gewöhnt hat. Es wäre in der That nicht unmöglich, die Dauer eines sogenannten Normalarbeitstages auf 8, vielleicht auf 6 und noch weniger Stunden festzusetzen, wenn der Arbeiter sich begnügen wollte, nur das zu erwerben, was zur Fristung des nackten Lebens erforderlich ist. Wollte man nur das essen, was sättigt, den Durst aus dem Bache löschen, in einer elenden Lehmhütte wohnen, und Kleider aus den größten Stoffen so lange tragen, bis sie in Lumpen zerfallen, so würde man bei den heutigen Hülfsmitteln durch einige Stunden täglicher Arbeit sich die Mittel dazu verschaffen können. Aber solch ein Leben würde doch nur einem Zustande der Nothheit und Barbarei entsprechen, wie er glücklicher Weise durch die Arbeit von Jahrhunderten beseitigt worden ist. Während der Mensch in dem Zustande barbarischer Wildheit nur so viel arbeitet, wie er muß, um leben zu können, ist es das Kennzeichen eines gesitteten Zeit-

alters, daß Jeder nur lebt, um zu arbeiten, so viel er vermag. Wollten doch Diejenigen, welche für eine ungebührliche Herabsetzung der Arbeitszeit durch einen sogenannten Normalarbeitstag schwärmen, sich klar machen, daß jede Verringerung der Arbeitszeit unter das mit dem leiblichen und geistigen Wohlbefinden verträgliche Maß einen Rückschritt auf der Bahn der Kultur und Gesittung nach der Seite der Rohheit und Verwilderung hin bedeutet. Diejenigen, welche so gerne das billige Schlagwort von der Menschenunwürdigkeit des Daseins bei der jetzigen Arbeitszeit aussprechen, scheinen ganz zu vergessen, daß nur durch die Arbeit allein der Mensch aus dem Elend zu einem seiner würdigen Dasein gelangen konnte, und daß nach ihrer Ansicht folgerichtig der faule Indianer, der die Zeit stumpfsinnig in seinem Wigwam verträumt und der nichtsnußige Strolch, der in den Straßen der Städte herumlungert, die würdigsten Vertreter des Menschengeschlechts sein müßten. Wenn der bekannte Führer der Bergmannsabordnung, welcher die Dreistigkeit hatte, im Angesichte unseres Kaisers zu sagen: „Was wir von unseren Vätern überkommen haben, wollen wir erhalten haben, die achtfünldige Schicht“, sich nur gefragt hätte, ob sie denn auch die Lebenshaltung der Väter erhalten sehen möchten, ob sie auf alle Unnehmlichkeiten und Vortheile einer fortgeschrittenen Zeit verzichten wollten, er würde vielleicht das unbedachte Wort nicht geäußert haben.

Von den Befürwortern einer verkürzten Arbeitszeit hört man so häufig die Behauptung aussprechen, man könne ja durch umfangreichere Verwendung von Maschinen die Naturkräfte zu den Diensten zwingen, von denen die Arbeiter im Interesse ihrer Menschenwürde befreit werden sollen. Nur einer vollständigen Unbekanntschaft mit der Geschichte der Erfindungen kann ein so oberflächliches Urtheil entspringen. Allerdings sind die Maschinen in den meisten Fällen aus dem Bestreben hervorgegangen, durch ihre Verwendung Menschenkräfte zu ersetzen, ist denn aber thatsächlich die oft gehegte Befürchtung begründet gewesen, daß durch die Maschinen die Arbeiter beschäftigungs- und brodlos werden

würden? Ist nicht im Gegentheil seit Einführung der Maschinen ein Mangel an Arbeitskräften immer fühlbarer geworden und eine Steigerung der Löhne eingetreten? Man braucht ja nur an die Einführung der Eisenbahnen, an die Verwendung von Maschinen in der Landwirtschaft, an die Erfindung der Nähmaschinen und Spinnmaschinen zu denken. Immer, wenn durch die Erfindung einer neuen Maschine die Waarenerzeugung gesteigert wurde, stellte sich sofort ein erhöhtes Bedürfniß der Menschen ein, wodurch wieder vermehrte Beschäftigung von Menschenhänden veranlaßt wurde; wenn es nicht so gewesen wäre, würden ja die jetzigen Klagen über zu lange Arbeitsdauer gar nicht zum Vorschein gekommen sein. Und so wird es wohl auch später bleiben, es werden auch in der Folge neue Maschinen erfunden und die alten verbessert werden, aber es werden damit auch unfehlbar die Bedürfnisse der Menschen sich steigern, hierauf beruht ja die Existenz der ganzen Industrie, eine Verkürzung der Arbeitszeit wird durch die Verwendung der Maschinen aber nicht erzielt werden.

Nur ungern gedenke ich hier des wüsten Lärms, welcher vielfach in unseren Tagen gegen das Kapital erhoben wird, und wenn man die Schlagworte von einer Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital vernimmt, sollte man meinen, zwischen beiden müsse eine bestimmte Gegensätzlichkeit oder Feindschaft bestehen. Es liegt die Frage nahe: Was ist denn das Kapital und in welchem Verhältniß steht es zur menschlichen Arbeit?

Wenn Jemand zu einer bestimmten Zeit an fremder Arbeit, sei dieselbe nun in Waaren enthalten oder durch persönliche Dienstleistungen Anderer dargestellt, gerade so viel verbraucht, wie die von ihm selbst für Andere verrichtete Arbeit beträgt, so nennt man diesen Zustand im gewöhnlichen Leben nicht unpassend ein Leben aus der Hand in den Mund.

Ist dagegen der Verbrauch kleiner als die Leistung, so verbleibt der Ueberschuß an Arbeit dem Betreffenden zur jederzeitigen Verfügung bereit, sei es nun, daß dieser Ueberschuß in Waaren aufgespeichert oder durch einen bestimm-

ten Geldwerth dargestellt ist. So entsteht das Kapital, welches demnach nichts anderes ist, als aufgespeicherte Arbeit.

Wer dächte hier nicht an einen Vorgang der Mechanik? Wenn man die erwerbende Thätigkeit des Menschen als eine treibende Kraft und seine verzehrende Thätigkeit als einen Widerstand ansieht, der durch jene zu überwinden ist, so entspricht jene besagte Art des Lebens aus der Hand in den Mund dem Zustande der gleichförmigen Bewegung eines Körpers, für welchen die Kraft immer gerade gleich dem Widerstande ist. Wenn dann zeitweise die Kraft kleiner oder der Widerstand größer wird, so hört die Bewegung gänzlich auf. Das ist aber nicht der Fall, sobald durch die überschüssige Kraft zeitweise eine Beschleunigung und Ansammlung von Arbeit in der Masse hervorgebracht wird, die dann über die ungünstigen Perioden vergrößerten Widerstandes oder nachlassender Kraft hinweg zu helfen vermag, etwa wie die lebendige Kraft des Schwungrades die toten Punkte der Dampfmaschine zu überwinden gestattet. Man sieht, daß das Sparen für die wirtschaftlichen Verhältnisse denselben regulirenden Einfluß hat, wie das Schwungrad für den guten Gang einer Dampfmaschine, und es ist naheliegend, den Vergleich auf die in Krankenkassen, Unfall- und Alters-Versicherungen angelegten Ersparnisse der Arbeiter auszu dehnen.

Aber es ist nicht das in dem Sparpfennig der Arbeiter enthaltene Kapital, gegen welches gewöhnlich geeifert wird, sondern es ist das sogenannte Großkapital, von welchem dem Arbeiter gesagt wird, es beute ihn aus und müsse aus der Welt geschafft werden, eine Theorie, welche von den urtheilslosen Massen gern aufgenommen wird, sofern sich damit in der Regel der Begriff einer allgemeinen Theilung dieses Kapitals verbindet, bei welcher der Arbeiter meint, nur gewinnen zu können. Fragen wir einmal: Wo steckt denn das Großkapital? Doch nicht in den vorhandenen Gold- und Silbermünzen, die nur einen verhältnißmäßig kleinen Betrag der vorhandenen Vermögen darstellen, ab-

gesehen davon, daß, wie wir sehen, das Geld ja nur als ein Tauschmittel für Waaren, d. h. für die Arbeit anzusehen ist. Nein, das Kapital ist aufgespeicherte Arbeit, es ist Arbeit, die mehr geleistet als verbraucht wurde. Dieses Kapital sind die Häuser, in denen wir wohnen, die Acker, die uns ernähren, die Maschinen, mit denen wir arbeiten, die Eisenbahnen und Lokomotiven, die Kanäle und Schiffe, die unsern Verkehr vermitteln, und so viele andere Dinge, ohne die wir uns das Leben gar nicht mehr vorstellen können. Schaffen wir doch einmal diese Dinge plötzlich fort, denken wir uns einmal, daß die aufgeregten Massen in sinnloser Raserei alle diese Dinge zerstörten, wären wir nicht zurückgeschneelt um Jahrtausende in die Nacht der Barbarei und Rohheit? Und wenn wirklich einmal so etwas geschehen könnte, es wäre ganz unzweifelhaft, daß die Menschen, sobald der Rausch blinder Raserei einer ruhigeren Ueberlegung gewichen wäre, nichts eifriger zu thun haben würden, als mit aller Kraft an der Wiedergewinnung der freventlich zerstörten Güter zu arbeiten. Glücklicherweise ist ein solcher Zustand aber nicht zu fürchten; es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

In der Regel ist es aber auch nicht das Kapital als solches, gegen welches von gewissenlosen Wühlern geeifert wird, sondern es sind die Besitzer der Kapitalien, und man spielt hier gewöhnlich den kommunistischen Trumpf einer Erzeugung und Vertheilung der Güter durch die Gesellschaft aus, in der Alle gleich sein sollen. Ich würde es für eine Rücksichtslosigkeit gegen diese hochansehnliche Versammlung hatten, wollte ich hier noch den Beweis führen, daß es ein Land Utopien auf unserem Erdball nie gegeben hat und niemals geben wird. Der glänzendste Beweis für diese Unmöglichkeit ist meines Erachtens neuerdings in geistvoller Weise durch Bellamy in seinem viel gelesenen Rückblicke aus dem Jahre 2000 gegeben worden. Ich sage, ein Beweis für die Unmöglichkeit, denn die Menschen, welche in dieser Welt leben, sind so bar und ledig aller eigentlich menschlichen Triebe des selbständigen Eigenwillens, der natürlichen Eigenliebe, des

berechtigten Strebens, Andern im Wettbewerbs zuvorkommen, daß die Annahme, die irdischen Menschen könnten jemals diese Gestalt annehmen, eben so wahrscheinlich ist, wie diejenige, daß es einmal Menschen geben werde, denen ihr Schatten abhanden gekommen sei, oder welche die Geschicklichkeit besäßen, über den eigenen Schatten hinweg zu springen. Da nicht anzunehmen ist, es sei diese Eigenthümlichkeit dem unstreitig geistvollen Verfasser entgangen, so liegt die Vermuthung nahe, daß man es in der genannten Schrift mit einer feinen Satyre auf die von sozialistischen Schwärmern erträumten utopischen Gefilde zu thun habe.

Hochverehrte Festversammlung! Ich habe versucht, Ihnen in einigen allgemeinen Umrissen ein Bild von dem eigentlichen Wesen der gewerblichen Arbeit, von ihrem Ursprung und Endziel zu entwerfen. Ich hatte nicht nöthig, mich auf volkswirthschaftliche oder sonstige Annahmen und Voraussetzungen zu stützen, ich konnte mich auf den Boden der Thatfachen stellen, wie sie im Gewerbsleben von Jedermann beobachtet werden können, und wie Derjenige sie vorfindet, dem der Beruf zu Theil geworden ist, den Quellen der gewerblichen Arbeit nachzuspüren und die Studirenden einer technischen Hochschule mit den Bedingungen vertraut zu machen, die eine möglichst vortheilhafte Entwicklung der vaterländischen Industrie verbürgen können. Die Folgerungen, welche auch der schlichteste Verstand mit unfehlbarer Sicherheit aus diesen Thatfachen ziehen kann, sind so unanfechtbare Beweise für die Verkehrtheit der heute sich so breit machenden sozialdemokratischen Umsturzideen, daß man nur mit Bedauern die Verblendung wahrnehmen kann, in welcher breite Massen der Arbeiter den verderblichen Irrlehren Gehör schenken. Aber gerade in dieser unwiderstehlichen Logik der Thatfachen dürfen wir die sichere Gewähr dafür erkennen, daß über kurz oder lang die richtige Erkenntniß doch durchdringen wird. Denn wenn auch das Licht der Wahrheit zeitweise durch Trugschlüsse verschleiert werden mag, wie die Strahlen der Sonne zuweilen durch trübe Wolken verhängt werden, zuletzt wird es doch durch

die Nebel hindurch bringen. Ist der Winter auch noch so hart, es muß doch Frühling werden!

Aber freilich, bis dahin kann durch Böswilligkeit und Unverstand viel Unheil angerichtet werden. Das möglichst zu vermeiden, dazu kann Jeder von uns an seinem Theile beitragen, und daß wir das thun sollen, dazu ist der Ruf unseres erhabenen Kaisers auch an uns ergangen. Diesem Rufe zu folgen, soll uns Allen eine ernste Pflicht sein, und wenn wir heute in dieser weisevollen Stunde geloben, dieser Pflicht nachzukommen, dann soll es nicht ein bloßes Wort, dann soll es eine That, ein heiliger Eidschwur soll es sein, der in den Ruf ausklingt: „Unser Allergnädigster Kaiser lebe hoch, hoch, hoch!“



124